

Die Neue Welt

Nr. 9

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

VIII.

Seine warme, feuchte Dämmerung schwebt nieder. Die Tage sind schon bedeutend länger geworden; es ist noch nicht Frühling, aber man ahnt ihn. Wie schriller Schwalbenschrei tönt von fern der Ruf spielender Kinder. Wie oxydirtes Silber glänzen die nackten, regennassen Stämme und Aeste der großen Bäume im Park; am Himmel ein paar verwischt-gelbe, langsam schwindende Sonnenstreifen.

Die Färbung wird grauer, immer dümmiger, die nackten Aeste zittern und schütteln Tropfen ab, der Kinderlärm verstummt. Es riecht nach Erde, nach treibender Kraft. Ein schnuslichtiger Hauch ist in der Luft, ein geheimes, seliges Erwachen.

Nun ist es dunkler. —

Hinter der langen Mauer des Botanischen Gartens, in der einsamen Eichenholzstraße, rollte ein Coupé und hielt vor dem großen, vierstöckigen Haus, das mit vielen Fenstern und Balkonen in den Garten hineinragt.

Ein Herr öffnete den Schlag. Mit einem Sprung, leichtfüßig wie ein Knabe, war er auf dem Boden; die Dame, die nun folgte, hob er fast auf's Trottoir, ihre Füße berührten für einen Augenblick nicht die Erde, sie lachte und strebte aus seinen Armen nieder.

Es waren Bredenhofers und Lena, und heute war ihr Hochzeitstag.

Der Portier machte höchst eigenhändig die Hausthür auf und grinst das junge Paar an. Hinter dem verhängten Fenstereisen der Kellerwohnung lauerte die neugierige Portierfrau, und die halbwüchsige Tochter reckte sich über ihre Schulter.

„Verdammt dünne,“ sagte das Mädel und zuckte die Achseln.

„Ne, komplett ist sie gerade nicht,“ meinte die Mutter, „aberst ganz niedlich: det weiße Kleid läßt ihr gut!“

„Nu eben!“ Mit neidischen Augen musterte die Tochter das Brautkleid.

Bredenhofers nickte den Leuten zu — wie freundlich waren doch alle Menschen! — und drückte dem Mann ein paar Mark in die Hand.

„Da, Herr Portier, machen Sie sich einen vergnügten Abend!“

Ueberrascht schmunzelnd steckte dieser das Geld ein: „Wir werden auf Ihr Wohl trinken. Sie und die junge Frau sollen leben!“

Die Portierfrau klinkte die Thür auf und knigte: „Ich gratulire die Herrschaften vielmals!“

„Wie nett diese einfachen Menschen waren,“ sagte Bredenhofers fröhlich, als sie miteinander, Arm in Arm, die Treppen hinaufstiegen.

„So herzlich! O Lena, ich bin zu glücklich!“

Er zog sie näher an sich und küßte sie.

„Hast Du ihm viel gegeben?“ fragte sie mit einer gewissen Aengstlichkeit. „Du weißt doch, wir müssen sparen!“

„Du Narrchen!“ Sein Lachen hallte so laut im Treppenhaus wieder, daß sie ihm die Hand auf den Mund legte. „Die paar Pfennige, die spielen doch keine Rolle! Das wäre traurig, wenn wir so rechnen müßten; das wäre ja nicht zum Anhalten! Wie kommst Du auf den Unsinn?“

„Weil — weil Mutter gestern sagte, wir verständen Beide nicht viel von Geld, und ich müßte sparen; und da wollte ich gleich anfangen!“

„Aber doch nicht so! Haha, Du meine einzig geliebte, kluge, dumme, kleine Frau!“ Er legte den Arm um ihre feine Taille und hob die schlanke Gestalt von Stufe zu Stufe. „So trag' ich Dich mein ganzes Leben. Du sollst nichts merken von dem, was unten auf der Erde ist; das laß meine Sorge sein!“ —

Nun waren sie oben, hoch oben im vierten Stock.

„Du bist so außer Athem, Richard,“ sagte die junge Frau.

„Das macht die Freude. O, Du mein Glück!“ Er legte beide Hände um ihre schmalen, weichen Wangen, und vertiefte sich ganz in ihren Blick. „Was in diesen braunen Sternen doch Alles glüht, so viel Liebe für mich und der Funke des Genies! Ja, ich glaube an Dich! Du wirst eine große Künstlerin werden, wir werden glücklich sein, so glücklich, daß uns Alle beneiden. Ich fliege mit Dir auf, wir streben zu den höchsten Höhen. Sie werden noch an uns glauben, unsere Freundschaft suchen — Alle, die jetzt so wenig von uns wissen wollen!“

„O, laß sie,“ hat sie, und schauerte fröstelnd zusammen; ein kalter Zug kam von unten die Treppe herauf und wehte ihren weißen Schleier zur Seite.

Sie standen noch immer vor ihrer Thür; das Schild mit „Richard Bredenhofers“ blinkte freundlich im Gaslicht. Oben über dem Eingang hingen ein grünes Lammengewinde und eine Papptafel mit großen bunten Buchstaben: „Herzlich Willkommen!“

„Das hat gewiß Mutter gethan,“ sagte Lena mit einem feuchten Schimmer in den Augen.

„Etwas Geschmackloses habe ich allerdings noch nicht gesehen,“ lächelte Richard. „Ein paar Groschen mehr, und man hätte etwas weniger Schönheits-beleidigendes; in so etwas muß man nicht sparen. Ich muß Schönheit um mich haben; darum führe ich Dich jetzt auch heim, heim, in mein, in unser Heim!“ Er lachte in sich hinein vor innerer Glückseligkeit, seine Augen suchten immer und immer wieder Lena's Blick. „Du bist nicht so heiter, Geliebte, wie ich es wünschte — ist Dir etwas?“

„Mich friert,“ sagte sie leise.

„O, ich!“ Er schlug sich vor die Stirn und riß dann an der Klingel. „Dich so lange hier stehen zu lassen!“ Zärtlich legte er den Arm um ihre Schultern und versuchte mit seinem Frackzipfel den Zug abzufangen. „Man denkt eben, es ist schon Frühling, und doch ist's noch Winter. Wahrhaftig, es ist kühl!“ Er nießte und hustete dann. „Scheußlich, wie leicht ich mich erkälte. Jetzt habe ich bereits wieder was weg.“

Frierend, in Frack und Hochzeitskleid, standen sie vor der Thür. Bredenhofers riß noch einmal an der Klingel. Endlich drinnen eilige Schritte; das Mädchen öffnete, athemlos, mit rothem Kopf.

„Ich hatte die Herrschaft noch nicht erwartet,“ entschuldigte sie sich. „Ich mußte noch was raufholen, um bei die ollen Treppen —!“

„Tritt ein, Geliebte!“ sagte Bredenhofers und stieß die nächste Stubenthür auf.

Eine warme, durchdüsterte Luft empfing sie. Auf dem Tisch Blumen, an den Fenstern Blumen — Tulpen, Crocus, Hyacinthen und Maiglöckchen. Da stand Lena's Flügel, er war geöffnet, auf der Klaviatur lag ein Beilschenstrauß.

Noch brannte kein Licht im Zimmer, hier oben war's länger hell; das war der Vorzug der vier Treppen, keinen über sich, nur den Himmel, und der war hier so nah. Er sandte noch genug Helligkeit in die Stube. Lena umfing mit einem Blick den ganzen traulichen Raum, die Blumen dufteten ihr entgegen, süß, fast betäubend; die Dichtigkeit, die sie heute den ganzen Tag empfunden, die ahnungsvolle Schwere, die in der letzten Zeit mehr und mehr sich wie ein Schleier über ihre Freude gebreitet hatte, verschwanden mit einem Schlage.

Das war ihr Heim, das sie mit Dem theilen sollte, den sie sich so theuer erkämpft! Was sie auch Alle sagten, es würde doch gehen; sie würden so glücklich werden, so glücklich, wie vordem noch kein Mensch gewesen war!

Die Mutter hatte heute Ströme von Thränen vergossen, auch sie selbst hatte weinen müssen; nun kamen ihr die Thränen kindisch, lächerlich vor — ging sie nicht dem Glück entgegen?

Mit einem Jubellaut warf sie sich Richard an die Brust, und dann riß sie sich los, lief im Zimmer umher, rückte an den Möbeln, roch an den Blumen, nahm die Beilschen von der Klaviatur und küßte sie und stand dann mitten in der Stube, in ihrem weißen Kleid, schlank und unbeweglich wie eine Statue.

Sie war doch wie im Traum; sie fühlte nicht mehr, daß sie wirklich lebte. Zauberschnell schob die Vergangenheit an ihr vorüber, aber der Himmel, unter dem sie bisher gewandelt, zeigte nur Grau.

Jetzt, jetzt erst that er sich blau vor ihr auf, in köstlicher satter Farbe, und auf dem leuchtenden Blau stand in leuchtenden Buchstaben: Die Kunst und die Liebe!

Ja, so sollte es sein, die Liebe und die Kunst in Einem vereint — o doppelt selig!

Sie eilte auf den Gatten zu und umschloß ihn mit ihren Armen. Sie hatte so garnichts mehr von scheuer Mädchenhaftigkeit an sich; sie war ganz Weib.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich,“ sagte sie mit glühenden Wangen.

Ungeachtet vor Erregung, mit zitternden Fingern, löste er ihr den Kranz aus dem Haar — die braunen widerspenstigen Kräusel hatten sich zwischen die Myrthen geschlungen — und nun streckte er ihr auch den Schleier ab. „So, nun geh' und thu' all' den Staat von Dir! Geh', geh', ich mag Dich keinen Augenblick entbehren!“

Sie hüpfte fort, und er stand am Fenster, mit großen Augen in die Dämmerung blickend, und drehte den Kranz zwischen den Fingern. Was war das für ein gräßlicher Tag heute gewesen! Ihre weinende Mutter, seine weinende Schwester, Langens waren nicht erschienen, der Landgerichtsrath hatte Unabkömmlichkeit im Amt vorgeschickt. Onkel Hermann war vollständig verstummt, und Tante Hannchen hatte heimlich einen wohlgemeinten, aber schrecklich gestrichelten Haussegens geschickt. Das Hochzeitsmahl im engsten Kreise war wie ein Leichenschmaus gewesen; Frau Langen hatte ihre Tochter fortwährend wehmüthig angesehen, und Frau Allenstein dem Bruder wie zum ewigen Abschied unterm Tisch die Hand gedrückt. Nach und nach war eine angeknitterte, graue Stimmung über Alle gekommen; selbst Allenstein, der der Braut bis dahin allerhand Angenehmes gesagt hatte, ließ nach. Er sah gelangweilt da, die Augen dick vom Trinken, den Schnurrbart verbrießlich herunterhängend; er war jetzt durchaus nicht der schöne Mann.

Ein Blick, daß sich Doktor Reuter endlich erhoben hatte — er war der einzige Fremde — und in schwungvollen Worten das Glück des jungen Paares pries. Dabei leuchteten dem weißhaarigen Mann die Augen wie einem Jüngling, er sah Lena mit Bräutigamsblicken an und drückte Bredenhofers an seine Brust.

„Kinder,“ sagte er, ergriffen von dem eigenen Enthusiasmus, „Kinder, Ihr seid auserwählte Sterbliche! Der Himmel der Kunst blaut über Euch, Ihr dürft darunter Hand in Hand wandeln. Ihr liebt Euch! Seid glücklich, seid glücklich! O diese Jugend, diese Jugend!“ Reuter war so gerührt, er mußte das Taschentuch an die Augen führen.

Richard und Lena sahen sich mit einem langen Blick an und faßten sich an den Händen. Ein Schleier war plötzlich vor ihnen zerrissen, die graue Stimmung verflogen. Bredenhofers sah ungeduldig nach der Uhr, es verlangte ihn, mit seinem jungen Weib allein zu sein; und als sie sich nun endlich zurückziehen konnten, thaten sie es Beide mit einer gewissen Hast, herzlicher von Reuter Abschied nehmend, als von den Ihrigen.

„Der liebenswürdige Mann!“ Richard sagte es laut vor sich hin mit einer aufrichtigen Dankbarkeit, dann drehte er sich hastig um, sein Ohr hatte den leisen Schritt der Geliebten aufgefangen. Da stand sie vor ihm, der weiche Morgenrock, mit dem sie das Hochzeitskleid vertauscht hatte, gab ihren schlanken Gliedern mehr Fülle; sie hatte so etwas Frauenhaftes in Gestalt und Haltung, und echt frauenhaft war's, wie sie jetzt sagte: „Gefall' ich Dir so?“

Seine Blicke leuchteten entzückt auf, er stieß einen leisen Kofersruf aus und warf sich vor ihr nieder, mit beiden Armen ihren Leib umfangend. Das Gesicht drückte er in die Falten ihres Rocks; so lag er stumm, ohne sich zu rühren, das Uebermaß des Glücks raubte ihm die Sprache.

Auch Lena sagte nichts; sie hob das Gesicht zum grauen, immer lichtloser und lichtloser werdenden Nachthimmel, ein Schauer von Empfindungen jagte durch ihre Seele. Im Ueberströmen des Gefühls kamen ihr Thränen in die Augen; Gedanken, Wünsche, Hoffnungen bewegten sie tief. Ob sie glücklich werden würden? Gewiß, gewiß!

Da — oben am Himmel stand ein Stern! Er funkelte und glitzerte so nahe, fast greifbar; noch war er einsam, aber nun zog ein zweiter auf, jetzt funkelten und glitzerten sie gemeinsam.

„Richard,“ flüsterte Lena mit fast ersticker Stimme und beugte den Kopf zu ihm herab, „sieh auf, da oben sind wir! Wir stehen hoch und lächeln auf die Welt herunter, sie kann uns nichts anhaben. Sieh nur, sieh!“ Sie hob den Finger und deutete hinauf; sein Blick folgte ihrer Weisung.

Im Zimmer war's dunkel, nur das helle Frauen-gesicht schimmerte in weichen, unbestimmten Umrissen.

„Du mein Stern, Du mein Glück, mein Alles — Du mein — mein —“ Er konnte keine Ausdrücke mehr finden. Er sprang auf und stand mit ihr, Seite an Seite gepreßt, am Fenster.

Hinter dem schweigenden Park viele, viele Lichter in der Stadt und Stuppeln und Kirchtürme; unter dem dunklen Nachthimmel eine noch dunklere Wolke von Nebel, Rauch und Dunst über den Dächern. In den Straßen mochte es hasten und sich drängen, im Staub wühlten und im Koth treten — hier war es still. Man war so weit ab, so hoch erhoben über das Getriebe. Wie Vögel im sicheren Nest, so barg man sich hier im poetischen Winkel. Blumen dufteten, man hatte den Lenz im Zimmer — und im Herzen? O, da war es ewiger Frühling! Man hatte Alles die Fülle.

„Lena,“ sagte er, „fühlst Du, wie das Köstliche vom Himmel auf uns niedersinkt? Das ist Inspiration. Jetzt weiß ich's, die Zeit ist da, in der ich nun wirklich etwas schaffen werde, etwas, was mich selbst voll befriedigt und so die Anderen auch. Dir wird es ebenso gehen. Bis jetzt war Alles Stückwerk; aber nun — nun kommt's! Und wenn wir dann geschafft und gearbeitet haben, dann wollen wir hier ausruhen, Arm in Arm. Nichts Störendes soll in unseren Frieden bringen, kein Ton unsere Schönheitsharmonie verwirren. Sieh' mal, drüben im Botanischen Garten die alten Bäume — siehst Du, siehst Du, wie silbrig ihre Rinde durch's Dunkel schimmert? Stehen sie nicht wie Wächter und hüten unser Glück? Und die lange, lange Mauer! Sie läßt Keinen zu uns, sie sperrt sie Alle ab. O wir Glücklichen!“

„Ja, wir Glücklichen!“

Sie standen, sich umschlungen haltend.

Jetzt knarrte die Thür, das Mädchen kam mit der Lampe herein. Grete, eine echte Berlinerin, blinzelte nach dem Paar am Fenster — waren die verliebt! Das war garnicht so ohne. Grete biente mit Vorliebe bei jungen Ehepaaren, die noch von nichts wußten, die nichts im Kopf hatten, als ihre Liebelei. Das ist für Dienstmädchen sehr vorthelhaft. Nach dem ersten Jahr kündigte sie meistens.

Sie setzte die Lampe auf den Tisch und räusperte sich stark; die Weiden am Fenster fuhren auseinander.

„O!“ sagte Lena, und wurde roth bis hinter die Ohren. „Ist es schon so spät?“ Ihr war, als sei sie zu Hause von der Mutter bei etwas Unrechtem ertappt worden. Dann, sich besinnend, empfand sie die ganze Bedeutung ihrer jungen Frauwürde. „Bringen Sie uns den Thee. Und dann können Sie bald zu Bett gehen, wir brauchen Sie nicht mehr.“

„Das glaub' ich,“ dachte Grete beim Hinaus-schließen, „die wollen mich gern los sein! Na, vor neune in die Klappe kriechen, das sollte mir einfallen! Ich gehe bei Portiers.“

„Ein nettes Mädchen,“ meinte Richard, als die Thür sich geschlossen hatte. „Allerliebste anzusehen. Und dann der sympathische Name! Ich werde sie immer ‚Gretchen‘ nennen.“ Er war heute in der Stimmung, Alles reizend zu finden.

„Du bist ja noch im Frack,“ rief Lena plötzlich. Sie lachte hell auf, faßte ihren Mann an den Schultern und drehte ihn um die eigene Achse wie einen Kreisler. „Frack — Lackshuh — und an den Knien weiße Flecke! Du hast den Boden abgerutscht! Haha!“ Sie war ausgelassen, schüttelte die Haare, daß sie ihr wild um's Gesicht flogen, und sprang umher wie ein Kind. „Frack — haha! Lackshuh — haha!“

Er schlug scherzend nach ihr. Sie rannten sich

um den Tisch nach, durch die Stube, sie entwischte zur Thür hinaus, er ihr nach; im Schlafzimmer fing er sie endlich und erstickte sie fast mit seinen Klüssen. Unter tausend Bissen half sie ihm aus dem Frack und in ein Hausjöpchen von braunem Sammet; sie fand das entzückend, schmeichelnd rieb sie ihre Wange daran und streichelte die schon etwas abgeschabten Aermel.

„Du mußt zu Hause immer Sammetröcke tragen,“ sagte sie, „sie stehen Dir zu gut!“

„Das kann ich nicht mehr.“ Er wurde ernster. „Dazu reichen unsere Mittel nicht.“

„Warum nicht?“ Mit erschrockenen Augen sah sie ihn an. „Dann ist es doch wahr, was sie sagen; wir werden schlecht auskommen?“ In plötzlicher Angst schlang sie die Hände ineinander, daß die Fingergelenke knackten. „Liebe Zeit, wenn das wahr wäre! Ach, siehst Du, hättest Du dem Portier vorhin nicht so unnöthig viel Geld gegeben!“ Sie war blutroth geworden.

Jetzt war es an ihm, sie auszulachen. Er fand sie zu komisch, zu entzückend unpraktisch. Solche Bagatelle!

„Wenn's Dir so gut gefällt, bestelle ich mir gleich morgen einen neuen Sammetrock. Du hast Recht, warum soll man nicht tragen, was einem steht? Und die Aermel sind wirklich schon recht abgeschabt.“

Zufrieden hing sie sich an seinen Arm. „So, nun wollen wir einmal unsere ganze Wohnung besuchen!“

Die drei Zimmer und der leere Raum, den er als Atelier benutzen wollte, wären rasch zu besichtigen gewesen; sie brauchten lange Zeit dazu. Lena traf manch alte Bekannte. Die Mutter hatte ihr mitgegeben, was sie entbehren konnte. Da war der Tisch, an dem das Kind die Schularbeiten gemacht; da der Schrank, in dem geheimnißvolle Weihnachts- und Geburtstagsgaben aufbewahrt gewesen; und hier der Sessel, auf dem der große Bruder oft gelesen und die kleine Schwester auf dem Knie gehalten.

„Mein Bruder!“ sagte Lena plötzlich und fuhr mit der Hand über das Polster.

Richard sah sie etwas verwundert an; sie stand da, den Kopf geneigt, in wehmüthiges Sinnen verloren, und starrte auf den alten Sessel. Das Blut stieg dem jungen Manne zu Kopf, er hatte in der letzten Zeit zu viel Unangenehmes durch den Schwager erfahren. Er hatte sich von ihm ausfragen, behandelte lassen müssen wie ein Schuljunge; all seine Verhältnisse mußte er klar legen, sein Soll und Haben auf den Pfennig vorrechnen. Als ob das Leben mit Lena bei einer gewissen Sparsamkeit etwa kostspieliger sein würde wie das, welches er als Junggeselle geführt? Unsinn! Eine Frau spart immer, und als Junggeselle hat man so viele Verpflichtungen.

Langens Briefe waren auf die Dauer immer weniger freundlich geworden; mit Aerger hatte der Bräutigam sie gelesen und zerknittert. Was half's ihm, daß der Landgerichtsrath sich verpflichtete, jährlich eine kleine Summe zum Haushalt beizusteuern; er nannte das sein Hochzeitsgeschenk für die Schwester. Ohne die paar hundert Mark würde es auch noch gehen! Lena wollte sich gerührt bedanken, der Bräutigam hatte es ihr unterjagt und dem Schwager selbst seinen Dank abgestattet, kühl, ohne jede Freudigkeit, das Schreiben wie eine lästige Pflicht behandelnd. Langen hatte zur Hochzeit abgeschriebene Ausflüchte, nichts wie Ausflüchte, er wollte eben nicht!

„Lena,“ sagte Richard vorwurfsvoll, „es wundert mich, daß Du jetzt gerade an Deinen Bruder denkst, jetzt, wo alle Deine Gedanken nur bei mir sein sollten!“

Als Antwort streichelte sie wieder über das Polster und legte die gefalteten Hände auf die Lehne.

„Lena!“ Heftig riß er ihre Hände von dort herab und ihre Gestalt an sich. „Du sollst keinen anderen Gedanken haben als mich, hörst Du?“

Sie lachte ihm in's Gesicht.

„Nein, lache nicht,“ er stampfte mit dem Fuß auf und preßte sie noch heftiger in die Arme, „es ist mir kein Spaß. Mir gehörst Du, mir allein, und daß Du jetzt an Jemand anders denken kannst,

Saidjah und Adinda.

Ein Roman

aus dem Volksleben in Niederländisch-Indien.

Anfang des 17. Jahrhunderts wüthete Jan Pieter's Koen, ein gepriesener Diener der Ostindischen Compagnie, auf den Inseln des Ostindischen Archipels. Wie eine blutrothe Wetterwolke kam er über das schöne Land am Aequator und entlud sich in Sturm und Donner und Blitz. Er verwandelte das blühende Land in ein Jammerthal, während er das unglückliche Volk zu Jahrhunderte langer Knechtschaft verurtheilte.

Die reichen Kaufleute in Holland hörten von den Grausamkeiten, die ihr Diener in den Tropen verübte, und schüttelten den Kopf; sie sagten auch, daß er doch ja nicht mehr morden solle, als unbedingt nöthig sei; aber die fetten Profite heimsten sie schmunzelnd ein.

Die Nachwelt aber setzte dem blutigen Helden J. P. Koen vor einigen Jahren ein Denkmal in seiner Geburtsstadt. Es war ein Priester, der zu der Enthüllungsfeier die Festrede hielt und das Lob des rückichtslosen Molochdieners ausposaunte, obgleich ernste Geschichtsforscher, die seine unerhörten Thaten aufdeckten, energisch Einspruch erhoben.

Wie jede Kolonialmacht, nimmt auch die niederländische Regierung den Schein an, als ob sie die Kultur in die Kolonien tragen wolle und durchaus mit den besten Absichten für das Wohl der Eingeborenen besetzt wäre. Sie fordert sogar von ihren Dienern einen speziellen Eid, in dem diese schwören, die Eingeborenen vor jeder Ausbeutung und Mißhandlung zu schützen. Aber wehe dem Beamten, der diesen Eid ernst nimmt und die Bevölkerung gegen ihre Ausbeuter beschützen will! Er wird als „ungeeignet für den Dienst“ bald gezwungen sein, seine Entlassung zu nehmen.

Die Eingeborenen der niederländischen Besitzungen hegen, wie das im Allgemeinen bei den asiatischen Stämmen der Fall ist, eine an religiöse Verehrung grenzende Anhänglichkeit an die adeligen und fürstlichen Geschlechter ihres Stammes. Von dieser Eigenschaft haben die Niederländer Gebrauch gemacht, indem sie durch Begünstigungen und Geschenke die Fürsten für sich zu gewinnen suchten. Diese waren in den meisten Fällen bereit, ihr Volk zu verkaufen und wurden dafür die regierenden Beamten des niederländischen Staates, denen ein niederländischer Beamter (Resident oder Assistentresident) zur Seite steht. Durch ihre Fürsten, die den Titel „Regent“ erhalten haben, wird die Bevölkerung der niederländischen Gewalt gefügig gemacht. Diese Regenten nun sind die ärgsten Ausbeuter der Bevölkerung. Was ihr nicht von den Niederländern genommen wird, das nehmen ihre Fürsten, die, um durch allerlei Pomp und Schanengepränge ihrem Volke Sand in die Augen zu streuen, jährlich weit mehr brauchen, als das Jahrgeld beträgt, das ihnen die niederländische Regierung zahlt. Die Regenten sind also darauf angewiesen, aus dem Volke möglichst viel zu erpressen, und die Regierung, die ein Interesse daran hat, daß die Macht der Fürsten durch äußerlichen Glanz aufrecht erhalten wird, darf dieses Erpressungssystem nicht beseitigen, wenn sie nicht aus eigenem Säckel den Regenten die nöthigen Geldmittel bewilligen soll — daher der öffentliche Diebstahl an Arbeit und Büffeln.

Ein Assistent-Resident im Kreis Lebah, auf der Insel Java, war einmal einfältig genug, seinen Amtseid ernst zu nehmen. Wegen wiederholten Büffeldiebstahls klagte er den Regenten an. Sein Vorgesetzter gab ihm den Rath, „vernünftig“ zu sein und die Sache ruhen zu lassen. Ein anderer Beamter verwies ihn auf das Schicksal seines Vorgängers, der auch gegen den offiziellen Büffelraub protestirt hatte und „plötzlich gestorben“ war. Aber der Mensch blieb unvernünftig und wandte sich an den Generalgouverneur, der jedoch keine Zeit hatte, sich mit solchen unangenehmen Sachen einzulassen. Nunmehr wandte sich der Beamte, nachdem er seine Entlassung genommen hatte, an das Volk der Niederlande. Er that dies in einem Roman — „Mar Havelaar“ von Multatuli (Eduard Douwes Dekker) —, der wie

ein Blitzstrahl in das niederländische Volk fiel. Aber er sachte nur ein unbedeutendes Strohflecken an, das bald erlosch.

Eines der ergreifendsten Kapitel in diesem Buche bildet die Saidjah-Episode, die ich hier in eigener Uebersetzung veröffentliche, als eine Anklage gegen die niederländische Regierung, die seit Multatuli's Auftreten das verderbliche System im großen Ganzen hat unverändert bestehen lassen.

Und nun die Erzählung, die eintönig ist durch das ununterbrochene Schluchzen eines armen Volkes, das ihren Grundton bildet. Dirk Troelstra.

Saidjah's Vater hatte einen Büffel, mit dem er das Feld bearbeitete. Als dieser Büffel ihm vom Bezirksverwalter genommen worden, war er sehr betrübt und sprach viele Tage lang kein Wort. Die Zeit des Pflügens war nahe, und es war zu befürchten, daß, wenn man die Reisfelder nicht zeitig bestellte, auch die Zeit des Säens ungenügend vorbeigehen würde, und daß man schließlich keinen Reis würde schneiden können, um ihn in dem Speicher des Hauses aufzubewahren.

Saidjah's Vater war sehr betrübt. Er fürchtete, daß seine Frau und auch Saidjah, der noch ein Kind war, und die Geschwister Saidjah's Mangel an Reis haben würden.

Auch würde der Bezirksverwalter ihn beim Assistent-Residenten verklagen, wenn er mit der Bezahlung seiner Grundsteuern im Rückstande bliebe. Denn das war strafbar nach dem Gesetze. Darum nahm Saidjah's Vater einen Kris, ein Erbstück seines Vaters. Der Kris war nicht sehr schön, aber um die Scheide waren silberne Bänder, und auch auf der Spitze der Scheide war eine kleine Platte Silber. Er verkaufte diesen Kris einem Chinesen, der in der Hauptstadt wohnte, und kam mit vierundzwanzig Gulden nach Hause. Für dieses Geld kaufte er einen anderen Büffel.

Saidjah, der zu der Zeit ungefähr sieben Jahre alt war, hatte mit dem neuen Büffel bald Freundschaft geschlossen. Ich sage nicht ohne Absicht Freundschaft, denn es ist in der That rührend, zu sehen, wie der java'sche Kerbo an dem Knaben, der ihn bewacht und versorgt, hängt. Das starke Thier beugt den schweren Kopf willig nach rechts, nach links oder nach unten, je nach dem Fingerdruck des Kindes, das es kennt, das es versteht und mit dem es aufgewachsen ist.

Solche Freundschaft hatte also auch der kleine Saidjah dem neuen Gaste bald einzuschließen verstanden, und seine ermutigende Kinderstimme schien den kraftvollen Schultern des Thieres noch mehr Kraft zu verleihen, wenn es den schweren Lehmboden aufriß und seinen Weg zeichnete in tiefen, scharfen Furchen. Der Büffel kehrte willig um, wenn er am Ende des Ackers war, und verlor keinen Daumen breit des Bodens beim Zurückpflügen der neuen Furche, die immer genau neben der vorigen lag, als wäre der Acker ein von einem Niesen geharkter Garten.

Daneben lagen die Acker, die dem Vater Adinda's, des Mädchens, das Saidjah heirathen sollte, gehörten. Und wenn Adinda's Brüderchen an die Grenze zwischen den beiden Ackern kamen und in demselben Augenblick auch Saidjah mit seinem Pfluge da war, so riefen sie einander fröhlich zu, und rühmten um die Wette die Kraft und die Gehorsamkeit ihrer Büffel. Aber ich glaube, daß der des Saidjah der bessere war, vielleicht auch, weil er selbst es besser als die Anderen verstand, ihm zuzureden. Denn Büffel sind sehr empfänglich für gute Worte.

Saidjah war neun Jahre alt geworden, und Adinda schon sechs Jahre, ehe dieser Büffel Saidjah's Vater vom Bezirksverwalter Parang-Koedjangs genommen wurde. Saidjah's Vater, der sehr arm war, verkaufte nun einem Chinesen zwei silberne Gardinenhaken, ein Erbstück von den Eltern seiner Frau, für achtzehn Gulden. Und für dieses Geld kaufte er einen neuen Büffel.

Aber Saidjah war betrübt, denn er hatte von Adinda's Brüdern vernommen, der vorige Büffel sei nach der Hauptstadt getrieben worden, und er

verlegt mich; noch dazu an Deinen Bruder, der uns so schön behandelt hat!“

„Richard, er war aber doch früher so gut zu mir und —“

„Ach früher!“ Er gab sie hastig frei. „Früher! Da ist doch wirklich meine Schwester besser! Hestig ist sie, das gebe ich ja zu, aber das liegt in ihrer Nervosität, und zehnmal leichter ist's zu ertragen, wie diese scheinheilige Ruhe und das väterliche Gethue von dem Herrn Landgerichtsrath!“

Lena war roth geworden, nun wurde sie blaß. Sie fuhr auf: „Sei nur still von Deiner Schwester! Kein Wort von ihr, ich kann es nicht ertragen. Ich will es nicht ertragen! Wie hat sie mich behandelt die ganze Zeit! Und heute — that sie nicht, als gingst Du in's Verderben? O, ich hab's wohl gemerkt, wie sie Dir immer die Hand drückte. Wenn ich nicht so glücklich wäre, ich möchte weinen!“ Ihre Lippen zuckten.

Betroffen sah er sie an: „Lena!“ Und dann von plötzlichlicher Reue erfaßt: „Geliebte, wir hätten uns beinahe' gekannt! Heute — das wäre schrecklich!“

„O nein!“ Sie lachte schon wieder.

„Geh', Du Stein des Anstoßes!“ Sie gab dem alten Sessel einen kleinen Puff; ihre Wangen wurden nach und nach wieder rosig. „Ich denke an nichts weiter, nur an Dich — Dich — Dich! Und jetzt komm, laß Wohnung Wohnung sein und Menschen Menschen! Komm zum Thee; Mutter hat uns so schönen Kuchen dazu gebacken, Du glaubst garnicht, wie gut Mutter eigentlich ist. Sie wird mich doch sehr vermissen!“

„Schon wieder Andere, und immer Andere!“ Er lachte, aber es war ein bißchen Verbrießlichkeit im Lachen.

In der Wohnstube hatte Grete den Tisch mit einer schönen rosa Serviette gedeckt; diese war ein Geschenk von Frau Allenstein, sie hatte bestimmt, daß dieselbe bei der ersten Mahlzeit prangen sollte. „Damit Dein ganzes künftiges Leben rosig angestrahlt sei, mein lieber Richard,“ hatte sie gesagt. Susanne hatte immer sinnige Ideen, an Aufmerksamkeiten ließ sie es nie fehlen.

Bredenhofers mußte mit einer gewissen Mürung an die Schwester denken. „Sieh mal, wie nett von Susanne!“ sagte er.

Lena erwiderte nichts darauf, beinahe hätte sie die Tasse zu voll gegossen; weh', wenn die übergelaufen wäre auf die schöne rosa Decke!

Nun saßen sie eng aneinander geschmiegt auf dem Sopha. Die Lampe brannte mild, die Blumen am Fenster dufteten stärker; eine wohlige Behaglichkeit schlich auf leisen Sohlen durch die Stube. Tief unten von der einsamen Straße drang kein Laut herauf — die Welt lag wirklich weit.

Sie streichelten sich die glühenden Wangen und sahen sich tief in die schwimmenden Augen; immer wieder suchten und fanden sich ihre Lippen. Der Thee machte ihnen heiß, und das junge Blut, das in ihren Adern pochte, noch heißer. Sie redeten nicht viel Vernünftiges mehr, ein ungeheures Glücksgelühl wuchs und wuchs. Lena's Haar war verwirrt; in selbigem Ueberschwang sprang sie auf und lief an's Klavier. Sie mußte sich ausjubeln.

Ihre Stimme war etwas belegt und von der Erregung unsicher, aber ein geheimnißvolles Etwas, eine intensive Gefühlswärme durchzitterte jeden Ton. Nach und nach sang sie sich frei. Sie hatte nie besser gefungen, sie fühlte das und berauschte sich an der Musik.

Wie magnetisch angezogen kam Bredenhofers vom Sopha her; er rückte einen Stuhl dicht neben Lena und sah ihr unverwandt in's Gesicht.

Sie sang weiter und weiter. Ihre Nasenflügel zitterten, ihre Gesichtsfarbe wurde tiefer, ein glänzendes Leuchten brach aus ihren Augen. Die Wände der Stube hallten wieder.

Endlich ließ sie, tief athmend, die Hände von den Tasten sinken. Langsam glitt er vom Stuhl auf den Boden zu ihren Füßen.

„Du singst herrlich,“ flüsterte er, „und Du bist mein, mein!“

„Ja,“ sagte sie leise. — (Fortsetzung folgt.)

hatte seinen Vater gefragt, ob er das Thier nicht gesehen habe, als er dort war, um die Gardinenhaken zu verkaufen. Sein Vater hatte auf diese Frage keine Antwort geben wollen, und darum fürchtete Saibjah, daß sein Büffel geschlachtet worden, wie die anderen Büffel, die der Bezirksverwalter der Bevölkerung genommen.

Und Saibjah weinte lange, als er an den armen Büffel dachte, mit dem er zwei Jahre lang so freundschaftlich verkehrt hatte. Und er konnte nicht essen, lange Zeit, denn sein Hals war zu enge, wenn er schluckte.

Man bedenke doch, daß Saibjah ein Kind war. Der neue Büffel lernte Saibjah kennen und nahm in der Liebe des Kindes recht bald die Stelle seines Vorgängers ein . . . eigentlich zu rasch. Wie dem auch sei, der neue Büffel war zwar nicht so stark als der vorige, auch war das alte Joch zu breit für seine Schultern . . . aber das arme Thier war willig wie sein Vorgänger, der geschlachtet worden war und, wenn Saibjah die Kraft seines Büffels bei der Begegnung mit Abinda's Brüdern an der Grenze auch nicht mehr rühmen konnte, er behauptete dennoch, daß kein Anderer den seinigen im guten Willen übertraf; und wenn die Furchen auch nicht so gerade lief als früher, oder wenn die Erdschollen nicht durchgeschnitten waren, er arbeitete gern mit seiner Schaufel nach, so viel er konnte. Und überdem hatte kein Büffel einen so schönen Haarschnitt wie der seine. Der Priester hatte selber gesagt, das Glück liege im Wuchs der Haare.

Eines Tages rief Saibjah auf dem Felde seinem Büffel vergeblich zu, etwas schneller zu gehen. Das Thier stand aber unbeweglich. Saibjah, über diese große Widerspenstigkeit empört, konnte sich nicht beherrschen und stieß ein Schimpfwort aus. Aber er hätte es nicht zu sagen brauchen, denn es nützte nichts: sein Büffel machte keinen Schritt weiter. Er schüttelte den Kopf, als ob er das Joch abwerfen wollte. Man sah den Athem aus seinen Nüstern wehen . . . Er blies, bebte, zitterte . . . es war Angst in seinem blauen Auge, und die Oberlippe war hinauf gezogen, so daß das Zahnfleisch zum Vorschein kam . . .

„Flüchte, flüchte!“ riefen auf einmal Abinda's Brüder, „Saibjah, flüchte! Ein Tiger!“

Und alle nahmen ihren Büffeln die Pflugjoch ab, und warfen sich auf die breiten Rücken und galoppirten davon durch Reisfelder, über Deiche, durch Lehm, durch Gebüsch und Wald und das hohe Gras längs der Felder und Wege. Aber als sie leuchtend und schweigend in das Dorf Badoer einritten, war Saibjah nicht bei ihnen.

Denn als dieser seinen Büffel vom Joch befreit und bestiegen hatte, raulte ein unerwarteter Sprung des Thieres ihm das Gleichgewicht und warf ihn zu Boden. Der Tiger war sehr nahe. Saibjah's Büffel, durch die Wucht des eigenen Körpers weiter getrieben, stürzte einige Schritte an der Stelle vorbei, wo seinem kleinen Meister der Tod drohte. Aber nur in unwillkürlicher Fortsetzung der Bewegung, nicht aus freiem Willen war das Thier weiter gegangen als Saibjah. Kaum hatte es die Trägheit, die allen Stoff beherrscht, überwunden, als es zurückkehrte, seinen plumpen Körper auf den plumpen Füßen wie ein Dach über das Kind stellte und dem Tiger seine Hörner zuwandte. Dieser sprang . . . er sprang zum letzten Male. Der Büffel fing ihn mit den Hörnern auf und verlor nur ein wenig Fleisch, das der Tiger ihm am Halse ausriss. Dieser lag mit aufgerissenem Bauche da, und Saibjah war gerettet. Wohl war Glück in den Haarbüscheln dieses Büffels gewesen.

Als dieser Büffel Saibjah's Vater genommen und geschlachtet worden war . . . Ich habe Euch gesagt, Leser, daß meine Erzählung eintönig ist.

. . . als dieser Büffel geschlachtet worden war, zählte Saibjah zwölf Jahre und Abinda webte Kleider und bemalte sie. Sie konnte schon Gedanken durch den Strich ihres Pinsels ausdrücken und zeichnete Trauer auf ihr Gewebe, denn sie hatte Saibjah sehr betäubt gesehen.

Und auch Saibjah's Vater war sehr betäubt, aber noch viel mehr seine Mutter. Diese hatte ja die Wunde des treuen Thieres geheilt, das ihr Kind

umverkehrt nach Hause gebracht hatte, nachdem sie schon geglaubt, daß es vom Tiger weggeschleppt wäre. Sie hatte die Wunde so oft betrachtet und dabei gedacht, wie tief die Krallen, die so weit in die derben Fasern des Büffels eingedrungen war, in den weichen Leib ihres Kindes eingeschlagen haben würde, und jedes Mal, wenn sie frische Kräuter auf die Wunde gelegt, streichelte sie den Büffel und sprach ihm fremdliche Worte zu, damit das gute, treue Thier doch wissen sollte, wie dankbar eine Mutter ist. Sie hoffte später, er habe sie verstanden; denn dann hätte er auch begriffen, weshalb sie weinte, als er weggeführt wurde, um geschlachtet zu werden, und er hätte gewußt, daß es nicht Saibjah's Mutter war, die ihn schlachten ließ.

Einige Zeit später flüchtete Saibjah's Vater aus dem Lande. Er fürchtete, bestraft zu werden, weil er seine Grundsteuer nicht bezahlen konnte, und er hatte kein Erbstück mehr, um einen neuen Büffel zu kaufen, weil seine Eltern immer in Parang-Stoedjang gewohnt hatten. Auch die Eltern seiner Frau hatten immer in diesem Bezirk gewohnt. Nachdem er den letzten Büffel verloren hatte, hätte er sich noch einige Jahre halten können, wenn er mit gemieteten Thieren arbeitete. Aber das ist eine sehr undankbare Arbeit, und zumal verdrießlich für Jemand, der im Besitze eigener Büffel gewesen ist. Saibjah's Mutter starb vor Gram, und darauf machte sein Vater sich in einem muthlosen Augenblick davon, um im Duitenzorg'schen Arbeit zu suchen. Er wurde mit Prügel bestraft, weil er Lebah ohne Paß verlassen hatte, und von der Polizei nach Badoer zurückbefördert. Hier wurde er in ein Gefängniß geworfen, weil man ihn für wahnsinnig hielt, was durchaus nicht unerklärlich gewesen wäre, und weil man befürchtete, daß er in einem Anfall von Matah-glay, vielleicht Amotah* machen, oder andere Verfehrtheiten begehen könnte.

Was aus den Geschwistern des Saibjah geworden ist, weiß ich nicht. Das Häuschen, das sie zu Badoer bewohnt hatten, stand einige Zeit leer, und bald fiel es ein, weil es nur aus Bambus gebaut und mit Palmenblättern gedeckt war. Ein wenig Staub und Schutt bedeckte die Stelle, wo Menschen viel gelitten hatten. Es giebt viele solche Stellen in Lebah.

Saibjah war schon fünfzehn Jahre, als sein Vater nach Duitenzorg auswanderte. Er war nicht mit ihm gegangen, weil er größere Pläne hegte. Man hatte ihm gesagt, daß es in Batavia viele Herren gäbe, die in Vendies (leichter Wagen) führen, und daß er vielleicht eine Stelle als Vendie-Junge finden könne, weil man dazu gewöhnlich Jemand wählt, der noch nicht erwachsen ist, damit er nicht allzu schwer hinten auf den Wagen, der nur zwei Räder hat, drücke, und so das Gleichgewicht verloren gehe. In einem solchen Dienst könne man bei guter Führung viel verdienen. Vielleicht könne er in der Weise sogar innerhalb drei Jahren Geld genug ersparen, um zwei Büffel zu kaufen. Diese Aussicht schien ihm herrlich. Mit stolzen Schritten wie Einer, der Großes vorhat, trat er nach der Abreise seines Vaters bei Abinda ein und theilte ihr seine Pläne mit.

„Denn mal,“ sagte er, „wenn ich zurückkehre, werden wir all genug sein um heirathen zu können, und wir werden zwei Büffel haben.“

„Sehr gut, Saibjah! Ich will Dich gern heirathen, wenn Du zurück kommst. Ich werde spinnen und allerlei Kleider weben und bemalen, und während der ganzen Zeit sehr fleißig sein.“

„O, ich glaube Dir, Abinda! Aber . . . wenn ich Dich als Frau wiedersehe?“

„Saibjah, Du weißt doch, daß ich Niemanden heirathen werde. Mein Vater hat mich Deinem Vater versprochen.“

* Matah-glay, Amotah. Die Worte deuten den Zustand eines Menschen an, der in Raserei Alles, was ihm begegnet, tödtet, bis er selbst getödtet wird. Diese Raserei wird gewöhnlich durch Eifersucht oder durch lang bezugungenen Groll über Mißhandlungen verursacht. Der Javane ist von sanftmüthiger und zufriedener Natur. Wenn er zu tief gekränkt ist oder zu lange Unrecht ertragen hat, bricht seine Wuth sich in Amotah Bahn. Daß dabei auch das Opium eine Rolle spielt, entweder als Ursache oder als anregendes Hülfsmittel, um seiner Wuth den Zügel schießen zu lassen, ist selbstverständlich.

„Und Du selbst?“

„Ich werde Dich heirathen, glaub' mir!“

„Wenn ich wiederkomme, will ich von ferne rufen . . .“

„Wer wird es hören, wenn wir im Dorfe Reis stampfen?“

„Das ist wahr. Aber Abinda . . . o ja, das ist besser: warte auf mich beim Djatibusch, unter dem Ketapanbaum, wo Du mir die Melattiblume gegeben hast.“

„Aber Saibjah, wie kann ich wissen, wann ich hingehen soll, um auf Dich zu warten beim Ketapan?“

Saibjah dachte einen Augenblick nach und sagte: „Zähle die Monde. Ich werde dreimal zwölf Monde wegbleiben. Dieser Mond zählt nicht mit. Sieh', Abinda, mache bei jedem neuen Monde eine Kerbe in Deinen Reisblock. Wenn Du dreimal zwölf Einschnitte gemacht hast, so werde ich am Tage, der darauf folgt, unter dem Ketapan sein. Versprichst Du, da zu sein?“

„Ja, Saibjah! Ich werde unter dem Ketapan beim Djatibusch sein, wenn Du wieder kommst.“

Darauf riß Saibjah ein Stückchen blauen Tuches von seiner Mütze, die sehr abgetragen war, und gab es Abinda, damit sie es als ein Pfand bewahren solle, und damit verließ er sie und Badoer.

Er ging viele Tage lang. Anfangs gab er wenig Acht auf seine Einsamkeit, weil seine Gedanken sich ganz auf das Wiedersehen richtete, so daß die Trauer um den Abschied zurückgedrängt wurde. Er hatte sogar, als er am Ketapan vorübergekommen war, ein frohes Gefühl gehabt, als ob die sechsunddreißig Monde, die ihn von dem Augenblicke trennte, schon vorüber wären. Es war ihm, als ob er sich bloß umzuwenden hätte, als ob er schon von der Reise zurückkehrte und Abinda seiner unter dem Baum harnte.

Aber je weiter er sich von Badoer entfernte und je mehr er auf die schrecklich lange Dauer eines Tages Acht gab, desto länger kamen ihm die sechsunddreißig Monde vor. Es war etwas in seiner Seele, das ihn weniger schnell forschreiten ließ. Er dachte daran, zurückzukehren, aber was würde Abinda zu solchem Mangel an Muth sagen? Darum ging er weiter, wenn auch weniger schnell als am ersten Tage. Unterwegs lernte er bei einem Bekannten seines Vaters das Flechten von Strohhüten. Er erwog, daß er später vielleicht damit etwas würde verdienen können, falls er in Batavia enttäuscht würde.

Endlich kam er in Batavia an. Er bat einen Herrn, ihn in seinen Dienst zu nehmen. Dieser that es sofort, weil er Saibjah nicht verstand. In Batavia hat man gern Diener, die noch nicht malaiisch sprechen* und folglich noch nicht so verdorben sind wie die Anderen, die schon mit der Kultur der Europäer in Berührung gekommen. Saibjah lernte bald malaiisch; aber er führte sich gut, denn er dachte fortwährend an die zwei Büffel, die er kaufen wollte, und an Abinda. Er wurde groß und kräftig, weil er jeden Tag zu essen bekam, was in Badoer nicht möglich gewesen war. Saibjah war im Stalle beliebt, und er wäre gewiß nicht zurückgewiesen worden, wenn er der Tochter des Kutschers einen Heirathsantrag gemacht hätte. Sein Herr konnte ihn selbst so gut leiden, daß er bald zum Hausbedienten befördert wurde. Man erhöhte seinen Lohn und gab ihm obendrein fortwährend Geschenke, weil man mit seinen Diensten so außerordentlich zufrieden war. Die gnädige Frau hatte Sue's Roman, der so viel Ansehen gemacht, gelesen, und dachte oft an Prinz Djalma, wenn sie Saibjah sah. Auch die jungen Mädchen begriffen besser als früher, wodurch der javasche Maler Radhen Saleh in Paris so großen Erfolg gehabt hatte.

Aber man fand, daß Saibjah undankbar war, als er nach beinahe drei Jahren um seine Entlassung und ein Zeugniß bat. Man konnte ihm dies jedoch nicht verweigern, und Saibjah trat frohen Herzens die Reise an.

(Schluß folgt.)

* Von den verschiedenen Sprachen, welche in Indien gesprochen werden, lernen die Europäer im Allgemeinen nur die malaiische.

Nur ein Sandkorn.

Von Carl Overbeck.

Groß und Klein sind höchst relative Begriffe, verschieden je nach den Verhältnissen, unter denen man sie betrachtet. Während z. B. unser Erdball einem Reisenden, besonders bei einer Umrundung der Erde, als etwas unfassbar Gigantisches erscheint, schrumpft dieser Kiese fast in ein Nichts zusammen bei einem vergleichenden Blick auf die gewaltigen Kugeln unserer Sonne und anderer Fixsterne, sowie der unendlichen Räume des Alls, des unbegrenzten Weltraumes. Was ist aber wieder gegen die Masse des Erdkörpers einer jener winzigen, abgeriebenen Felsstrümmen, deren Anhäufungen man mit dem Namen Sand, ein einziges Partikelchen mit Sandkorn bezeichnet? Und dennoch bildet ein Sandkorn, fast das Unbedeutendste, was die Erde in den Augen der meisten Menschen aufzuweisen hat, noch einen gewaltigen Felsblock im Gegensatz zu einer reichen aber winzigen Welt dem unbewaffneten Auge unsichtbarer Lebewesen.

Auch das winzige Sandkörnchen, das unter unseren Füßen knirscht, dieses verachtete Stäubchen mit felsenharter Stirn, braucht sich seines Daseins vor dem ihm gegenüber gewaltig großen Menschen nicht zu schämen. Es füllt, genau gleich dem Menschen, den ihm angewiesenen Platz im All aus, hat dazu noch eine schier endlose Dauer vor ersterem voraus und kann zudem auf eine Vergangenheit zurückblicken, gegen die nicht nur die des einzelnen Menschen, sondern sogar die des ganzen Menschengeschlechts, ja oftmals die der gesamten organischen Welt zu einer nichtigen Größe zusammenschrumpft.

Allerdings ist aller Stoff ewig und unvergänglich, also auch der, welcher zur Zeit den Körper eines Menschen bildet; aber während die einzelnen Atome des Sandkorns seit Millionen und Abermillionen von Jahren dieselben, zu einem durch Abreibung einzelner Partikelchen freilich langsam kleiner werdenden etwas vergesellschaftet sind, hat der organische Stoff in zwischen schon unzählige Male Form und Wesen geändert, ist also in seiner Zusammensetzung nicht eine Einheit geblieben, wie das Sandkorn, der winzige Felsblock, über dessen Scheitel endlose Zeiten dahintauschten.

Könnte ein solches, im Sonnenlicht glühendes Ding, seine Geschichte erzählen, niedergeschrieben würde sie starke Bände füllen.

Aber was dem Sandkorn unmöglich ist, der Wissenschaft unserer Tage ist es in gewissem Sinne möglich. Mag auch jedes Körnchen seine eigene Geschichte haben, welche, soweit es Einzelheiten betrifft, nie eines Menschen Geist entschleiern wird, das eine älter, das andere jünger sein, dennoch haben alle diese winzigen Brocken gewisse Momente in ihrer Entwicklung gemein und zahllose Einzelergebnisse desselben lassen sich sicherstellen.

Unendlich fern liegt die Geburtsstunde eines solchen Felsproletariats. Von undurchbringlichem, düsterem Wolkenmantel umhüllt, der jedem blickenden Sonnenstrahl den Durchgang verwehrt, lag die Erdoberfläche da, eine wilde, wüste Felslandschaft, ohne irgend welche lebenden Bewohner. In den tieferen Lagen wälzten sich dunkle, schlammige Wogen eines noch siedendheißen Meeres, welche die glühendrothen Feuertarben und Lavaströme zahlloser Inselvulkane erleuchteten, deren Licht gedämpft die dichten Dunst-

massen stellenweise durchdrang. Da erzittert konvulsivisch der Erdboden, ein trachender Donner, wie ihn in solcher Gewalt die Erde heute nicht mehr kennt, erdröhnt, der Erdboden zerreißt, einen viele Meilen langen und

Quarz, Feldspat und Glimmer, zusammengesetzt erscheinen. Sämtliche Urgebirge unserer Erde enthalten einen solchen gewaltigen Granitkern, denn die kristallinische Vermengung der erwähnten drei Gesteins-



Drei Kosaken verhöhen ein Ultimatum des Sultans.

Nach dem Gemälde von Sija Repin.

meilenbreiten Spalt bildend, aus dessen Tiefe ein Meer glühender, geschmolzener Gesteine empor steigt, den Rand des Abgrundes überflutend. Allmähig erkaltend und erstarrend, bildet die emporgestiegene oder richtiger gesagt, durch die erkaltende und sich zusammenziehende Erdrinde emporgepreßte, Gluth des Erdinnern über dem Niesenspalt ein langgestrecktes, mächtiges Kettengebirge, dessen allerorten gleiche Felsmassen im Wesentlichen aus drei Gesteinen:

arten ist eben der Granit. Die Erkaltung und Erstarrung des neuen Gebirges ist jedoch verbunden mit einer allgemeinen Verkleinerung des Volumens und der Entstehung zahlloser Spalten und Klüfte der ursprünglich massiven Felsen.

Bald bahnt das aus der noch in's Niesenhaft ausgebreiteten Luft- und Dampföhle in täglich zunehmender Menge, vorzugsweise in dem Gebirge sich niederschlagende Wasser sich hier neue Wege, in

erster Linie die entstandenen Spalten verfolgend und vielfältig zu einem Stromnetze vereinigend. Mächtige Ströme mit prächtigen Wasserfällen sendet jetzt das junge Gebirgsland dem noch immer schlammigen und heißen Weltmeere zu. Tiefer und tiefer nagen die Ströme sich in den Felsenleib des Gebirges, unterwühlen die reißenden Gewässer die steilen Felswände der Ufer, bis diese, ihren Halt verlierend, in zahllose Trümmer zerberstend, in die hochaufragenden Wogen des Stromes fallen.

Endlose Zeiträume, während welcher die gewaltigsten Veränderungen vor sich gehen und eine Welt lebender Wesen erstieht, währt dieser Zerstörungsprozeß des ursprünglich einfach gegliederten Gebirges, bis schließlich sämtliche Spalten in sanft abgedachte Thäler sich verwandelt haben, über die, wie heute in den Alpen, steile, oft unerklimmbare Felsengipfel als Reste des ursprünglichen Gebirgsmassivs gen Himmel ragen. Das gesammte Felsmaterial, welches ursprünglich die jetzt weiten Thäler ausfüllte, ist durch Verwitterung zerstört und durch Vermittelung der treibenden Kraft des strömenden Wassers brockenweise in alle Welt hinausgewandert; auch die jetzt noch emporstrebenden Gipfel werden im Laufe der Zeiten denselben Weg einschlagen. Eine breite Bodenschwellung mit flach gerundeten Stuppen wird schließlich einzig noch andeuten, daß hier einst ein mächtiges Hochgebirge zum Himmel emporragte.

Doch kehren wir in Gedanken zurück in jene fernern, katastrophreichen Zeiten, in die Jugendzeit unseres Sandkorns. Noch lag es fest umschlossen und fest verbunden inmitten eines jener Felsblöcke, die ein Zusammenbruch der Felsenwand des Ufers eines Gebirgsstromes in diesen herabgeschleudert. Lange Zeiten lag der gewaltige Granitblock inmitten des Strombettes, täglich strichen kleinere Brocken, durch den Stoß des Bergstromes thalabwärts rollend, an seinen Wandungen dahin, diese langsam abmühend und dadurch den Block verkleinernd und leichter machend.

Eines Tages jedoch umtoste ein furchtbares Unwetter die Gipfel des Hochgebirges, Wolkenbrüche sandten gewaltige Wassermassen zur Erde, die den Bergstrom in einen brillend thalabwärts stürzenden See verwandelten. Diesem Anprall des rasend thalwärts schießenden Stromes und dem sich summirenden Druck der bei dieser Gelegenheit daherstürmenden Gebirgsströme war der bis dahin unerschütterte liegende Block nicht mehr gewachsen. Mit seinem Konservatismus war es zu Ende, auch er begab sich auf die Wanderschaft und schloß sich dem Heere der Genossen an. Rollend und sich überschlagend gelangte er nach stundenlanger Wanderung in eine enge Schlucht mit himmelanstrebenden, senkrechten Felswänden, zwischen denen das mit sich mehr und mehr abrundendem Geröll beladene Wasser dahinströmte, plötzlich aus dieser hervorschießend vor einen Abgrund, und in gewaltigem Bogen stürzte die Fluth und mit ihm fauste der Block in das tiefer liegende Gelände hinab.

Mit furchtbarer Gewalt schlug der Wanderer unten auf einen aus dem Strome hervorragenden Niesenblock, der sich schon früher oben an der Felswand gelöst hatte und dann herabgestürzt war. Dieser Anprall war für den Abstürzenden verhängnisvoll; ein kurzes Krachen, und er zerbarst in Trümmer, die mit dem Hochwasser dahinrollten, allmählig durch Schleifung und Reibung an Genossen sich mehr und mehr verkleinernd und abrundend.

Endlich jedoch verließ sich die Hochfluth, und der Reisende, jetzt nur noch in einen wallnussgroßen Brocken eingehüllt, gelangte vorläufig zur Ruhe; doch nicht auf lange. Ein bald folgendes zweites Unwetter in nahen Gebirge brachte neue Wassermassen und diese rollten ihn dann nebst zahllosen Genossen vollends in die freie See hinaus, deren Wogen ihn nach einiger Zeit auf den flachen Strand warfen.

Ein bewegtes Leben fast ununterbrochener Thätigkeit begann jetzt. Jede heranbrausende Woge hob das Heer der dort lagernden kleinen Kollkiesel, wirbelte sie klappernd in rasendem Tanz durcheinander und stauchte sie rücklaufend auf den Strand. Die

kleine Gesellschaft, immer durch neu ankommenden Ersatz ergänzt, mußte sich zu Tode tanzen. Kleiner und kleiner wurden ihre steinernen Leiber, die zerriebenen Trümmer häuften sich, langsam das Ufer erklimmend und dann austrocknend, vor den landeinwärts brausenden Stürmen als langgestreckte Dünen an, welche schließlich das feste Land als ein weißleuchtender Kranz von Sandbergen umsäumten.

Vorher es jedoch mit unserem Körnchen dahin kam, hatte es noch ein besonderes Abenteuer zu bestehen. Langsam nämlich waren auf der Erde die Verhältnisse andere geworden, die plutonische und vulkanische Thätigkeit trat weniger zerstörend auf, das Meer, in dem sich jetzt zahllose Geschöpfe tummelten, war, wenn auch noch warm, so doch nicht mehr siedend, die sumpfigen Tiefländer und Insel der Nachbarschaft waren bedeckt mit einer üppig emporstehenden, saftigen Welt von Farn, Schachtelhalmen und ähnlichen Gewächsen. Aber auch gefährliche Strauchritter fehlten schon nicht, denn mächtige, krokodilartige Thiere waren der Schrecken der übrigen friedfertigen Thierwelt.

Ihnen war es, genau wie noch manchen Thieren unserer Tage, Bedürfnis, ihren Magen mit Sand und Steinen zu füllen,* um durch diesen harten Inhalt die oft sehr widerpenfliche, mit Knochen, Gräten und Schuppen durchsetzte Nahrung zerkleinern zu helfen. Auch unser Kollstein wanderte diesen Weg in den Magen eines Räubers, trat damit lange Jahre in den direkten Dienst eines lebenden Wesens und erblickte erst wieder das Licht des Tages, als nach dem Tode des Unholbes dessen zerfallender, aufgedunsener Kadaver von den Wellen auf den Strand geworfen ward.

Nun begann der unterbrochene Tanz auf's Neue; nur noch kurze Zeit und der Stein war zu einzelnen Körnchen zerrieben, deren eines, unser Sandkorn, ähnlich den meisten Genossen, in dem Kranze der Dünen untertauchte.

Wie lange es hier geruht, wer kann es wissen? Doch wie Alles, so nahm auch dieses Stillleben einmal ein Ende.

Die plutonischen Kräfte des Erdinnern regten sich nach schier endloser Unterbrechung auf's Neue; von geringen Feuererscheinungen begleitet, nicht mehr so stürmisch wie das erste Mal, erhob sich aus den Fluthen des Meeres, diesmal jedoch in weiter Ferne, ein Gebirgsmassiv; als Ausgleich versank das alternde Gebirge, das Geburtsland unseres Sandes, und mit ihm der Dünenkranz unter dem Spiegel des Weltmeeres.

Millionen von Jahren verstrichen. Ruhig schlief unser kleiner Wanderer unter den sich dauernd abkühlenden und an Masse zurückgehenden Fluthen des Ozeans inmitten eines unzählbaren Heeres von Genossen, welche Fluthen Reste ihrer Lebewelt, in erster Linie kalkhaltige Schalen ihrer Bewohner, vermischt mit zerriebenen Gebirgsstrümmern, als gewaltige, neue Schicht, den Sandlagern aufgebürdet hatten.

Aber auch an dem Sandheere selbst waren die Aeonen (Weltalter) nicht spurlos vorübergegangen; der Niesendruck der auflagernden Massen, verbunden mit einer Durchdringung des Sandes von mit gelöstem Kalk, Thon und Eisenoxydul erfüllten Wasser, hatte aus dem ehemals losen Sande auf's Neue harten Fels und zwar Sandstein werden lassen.

Da, eines Tages, nach schier endloser Ruhe, erzitterte der Meeresboden wiederum und wölbte sich dann langsam empor, dem Tageslicht entgegen. Die dauernde Abkühlung des Erdballes, verbunden mit einer Verkleinerung des Erdkernes, hatte das ferne, entstandene Gebirgsland, dessen Auftauchen den Untergang der Heimath unseres Wanderers einstmals verschuldet, seiner Basis beraubt. Unendlich langsam, fast unmerklich, tauchte dieses unter in die Wassermassen des Ozeans, dessen rollende Wogen schließlich Alles begruben. Der Seitendruck des sinkenden Niesen preßte jedoch weite Gebiete der Nachbarschaft zusammen, die Felsenhülle des sich verkleinernden Erdkernes war aber zu weit geworden und warf sich in aufschauende Faltungen, deren eine die uralten,

* Garnicht selten findet man in der Bauchhöhle versteinerte Saurier (vorweltliche Reptile und Krokodile) solche Kollsteine.

zu Fels erhärteten Sandlager, in denen auch unser Steinchen enthalten war, nach unmerklichem, aber lange Zeiten währendem Emporstreigen, als Festland über dem Meeresspiegel sich erhob und schließlich aus den Tausende von Fuß mächtigen Ablagerungen von Kalkfels und Sandstein ein neues Gebirgsland erstehen ließ.

Also nach tiefem Sturz nahm unser umherirrender kleiner Weltbewohner jetzt auf's Neue eine hohe Stellung ein. Gebettet in dichtem Fels, bildete er einen Theil einer hoch emporstrebenden Klippe am Steilufer eines Stromes, tief im Innern des Landes, das sich mit rauschenden Wäldern bedeckt hatte.

Erheblich kälter war es inzwischen geworden, aber dennoch war es noch wärmer als heute, und dementsprechend ähnelte auch die Pflanzenwelt noch der wärmeren Länder; das sumpfige, benachbarte Flachland überzogen Wälder gewaltiger Cypressen.

Wiederum verstrichen Hunderttausende von Jahren, und wiederum hatte sich Alles langsam, aber jetzt gewaltig verändert. Rauche Stürme umtoben die von Schnee und Eis starrenden Berggipfel, von denen Nieseneisströme, mächtige Gletscher, langsam thalabwärts glitten. Die Wälder bestanden größtentheils aus Kiefern, unter denen sich Heerden plumper Kolosse, langhaarige Mammuths und dichtpelzige Nashorne, riesige Rinder, Niesenhirsche, Höhlenbären und Höhlenlöwen tummelten.

Aber auch der Mensch zeigte sich jetzt endlich, und zwar in kleinen Heerden; gebrungene Gestalten mit plumpen Gliedern und niedriger Stirn, ausgerüstet mit primitiven Geräthen und Waffen aus Holz, Knochen und Stein, mit denen sie kühn den Kampf mit den ihnen an Körperkraft weit überlegenen Thieren der Wälder und Steppen aufnahmen. Von allem diesen sah unser Sandkorn jedoch nichts, denn noch lag es tief im Innern der Felsen.

Aber da nahte auf's Neue seine Befreiungsstunde. Eine himmelanstrebende Kiefer hatte ihre Wurzeln in kleine Lücken und Risse der Klippe gesenkt und diese dann, als die Wurzeln dicker wurden, zu einem Spalt erweitert, in welchem sich Wasser ansammelte. Der Winter gestaltete dies zu einem unüberstehlichen Eiskeile, der Fels ward zersprengt, und als der nächste Sommer Erwärmung brachte, zerschmolz der Keil und der abgetrennte Block stürzte in den Strom hinab, das Steinchen jetzt freilegend.

Jetzt lag unser Steinchen nach endloser Gefangenschaft wieder im Lichte des Tages hoch im Aether an steiler Felswand, der Sonne entgegen blühend. Von hoher Warte aus sah es herab auf das tieferliegende Gelände und erblickte, wie die Gletscher des Gebirges kleiner und kleiner wurden und schließlich ganz verschwanden. Die Sonne strahlte wieder wärmer, Thier- und Pflanzenwelt zeigten andere Formen, an Stelle der endlosen Kiefernwälder, welche sich bedeutend verkleinerten, traten Eichen- und Buchen-, sowie Fichtenwälder und die vielgestaltigen Formen der Gegenwart. Mammuth, Nashorn und Niesenhirsch waren verschwunden, nur unter Erde und Geröll vergrabene Gebeine derselben bezeugten ihre ehemalige Existenz; sie waren ersetzt durch Elch, Hirsch, Reh und Wildschwein. Aus der Eiszeit hatten sich nur Ur und Wisent, sowie der Höhlenlöwe und Bär in die neuere Zeit gerettet.

Aber auch der Mensch war ein anderer geworden. Eines Tages kam auf prächtigen Rossen eine Schaar Reiter in glänzender Rüstung und mit blühenden Waffen daher, deren Führer den Berg erklimmte und den Gipfel einer Prüfung unterzog, an dessen Abhang unsere Felsenklippe sich erhob.

Wenige Tage darauf kehrten die Bewaffneten zurück, eine Schaar ärmlich gekleideter Menschen vor sich her treibend, die gewaltsam aus den kleinen Waldhöfen der Nachbarschaft geraubt waren. Sie wurden gezwungen, für die brutalen Herren Vämme zu fällen, Steine zu brechen und eine Burg zu erbauen; dafür wurden sie mißhandelt, wenn bei der gereichten karglichen Nahrung die Kräfte zu versagen drohten. Die Felsenklippe lieferte die Bausteine, und als der Bau vollendet, stak unser glitzerndes Steinchen in der dem Strome zugekehrten Wand des Barthurnes der Burg.

Jahrhunderte lang hauste adeliges Raubgesindel, das die passierenden Schiffe des Stromes und die benachbarten Heerstraßen und Ortschaften gleichmäßig heimsuchte, in dem festen Bau; endlich aber ermannten sich die geschädigten Bürger der naheliegenden Stadt, erkürmten die Burg und zierten mit den Besitzern einen schnell errichteten Galgen. Der feste Thurm ward gesprengt, der Block aber mit dem Körnchen zerstierte und schoß in den Strom hinab, dessen Wellen sich über ihm schlossen.

Jetzt war der kleine Reisende zum zweiten Male gänzlich frei, wenn auch nicht sein eigener Herr; er lag weich gebettet im Kreise zahlloser Genossen am Boden des Gewässers . . .

Vorläufig hatte nun sein abenteuerliches Leben einen ruhigen Abschluß gefunden. Ruhig und gleichmäßig fühlte er sich jetzt im Kreise seiner Brüder thalabwärts geschoben, oft nur wenige Schritte in einem Jahre, endlich aber, seinem nächsten Endziele, dem Weltmeere, schon nahe, warf ihn eine stürmische

Fluth hoch auf den Strand des Stromes, und jetzt liegt er vor unseren Füßen als blickendes Sternchen.

Welche Wandlungen und Schicksale werden ihm in Zukunft noch beschieden sein?

Niemand kann es wissen.

Soviel aber ist gewiß: Er geht nicht verloren im Haushalte der Natur; er wird voraussichtlich noch in seiner jetzigen Gestalt das Gelände durchirren, wenn von der zur Zeit lebenden Menschheit längst nichts mehr vorhanden ist. —

Sparen!

Von Emil Rosenow.

In dem großen Arbeitsaal klapperten und schnurrten die Strickmaschinen. Es war Spätnachmittag, und auf den Gesichtern der siebzig Arbeiterinnen, die vor den Maschinen standen, sah man die Abspannung eines langen Arbeitstages. Mechanisch schalteten sie die Maschinen aus, um einen zerrissenen Faden zu knüpfen oder sonst dem rastlosen eisernen Arbeiter nachzuhelfen.

Es begann schon allgemach zu dämmern. In den entfernteren Saalecken brannten bereits die Lampen; es war ein trüber Tag, und wenn einmal ein paar Maschinen still standen, hörte man die Regentropfen auf die Oberlichter der Saaldecke fallen, ein einförmiges Geräusch, das aber alsbald wieder von dem summbetäubenden Gesapper der Strickmaschinen überwältigt wurde.

In einem Holzverschlag am anderen Ende des Saales hantierte der Werkmeister. Auf seinem Arbeitstische hatte er dicke Paden liegen, die er öffnete; er nahm das Garn heraus, prüfte und sortierte. Oder nahm das Garn heraus, prüfte und sortierte. Oder nahm das Garn heraus, prüfte und sortierte. Oder nahm das Garn heraus, prüfte und sortierte.

Der Werkmeister rückte auf die Saaluhr, und da es fast halb Sechs war, klatschte er seine fleischigen Hände gegeneinander und schrie in den Saal:

„Aufhalten! . . . Macht die Maschinen rein!“ Eine nach der anderen begannen die Arbeiterinnen ihre Maschinen anzuhalten, und nach etwa fünf Minuten stand auch die letzte still, während die Treibriemen leer um die Räder der Transmissionen fausten. Im Lichte der Lampen sah man einen feinen Staub durch den Saal ziehen, der sich beim Verarbeiten des Garnes entwickelt hatte und den Raum erfüllte. Durch die geöffneten Fenster strich eine feuchtkühle Abendluft herein und trieb den stickigen Dunst aus dem Raume.

Die Hände in den Hosentaschen schritt der Werkmeister brummig zwischen den Arbeiterinnen her, die jetzt die fettigen Buglappen handhabten, sah darauf, daß die Maschinenreinigung gründlich war, und trieb zu hastiger Thätigkeit an. Sie wollten wohl, daß der Fabrikinspektor sie noch treffe, wenn er wieder mal gleich nach halb Sechse in die Fabrik geklert käme! Aber an der verdammten Ueberstundenwirtschaft seien sie bloß selbst schuld durch ihre Faulenzerei, und „der Herr“ werde wohl noch so weit kommen wie die Konkurrenz, daß heißt, den Arbeiterinnen das „Lampengeld“ einfach vom Lohne abzulesen.

Schließlich war bei solchem Gezänke die ganze Arbeit doch gethan. Die Lampen wurden ausgelöscht, und während die Arbeiterinnen den Ankleideraum aufsuchten, lag nun der Saal dunkel und still da, schier wie im Schlafe.

Als die Mädchen und Frauen angekleidet waren, spulten sie sich, über den Hof zu kommen, auf dessen anderer Seite das Komptoir des Strickfabrikanten Willishöfer lag. Heute, zum Sonnabend, war Lohnstag. Es regnete stark. Die Komptoirthür war verschlossen; denn die drinnen hatten noch nicht zu Ende gerechnet.

So mußten die Arbeiterinnen eine ganze Weile im Regen stehen. Man stieß sich und schimpfte laut über die Rücksichtslosigkeit. Aber 'ne Strumpfwirkerin, das war auch 'mal was! Die ließ man getrost 'ne Stunde im Regen stehen und nachher durfte sie sich auch noch die Hälfte vom Lohn abziehen lassen! Bis plötzlich das Fenster aufgerissen wurde und der junge Willishöfer hinaus schrie, wenn die verdammte Schupperei an der Thüre nicht aufhöre, gäbe es heute überhaupt keinen Lohn, und Verschiedene wollten wohl hinausfliegen.

Nach einigen Minuten wurde endlich die Thür aufgeriegelt, und die Arbeiterinnen drängten hinein. In dem niedrigen Komptoir mit der verräucherten Decke sah man den Buchhalter hinter dem Zahlstische sitzen. Zwei junge Leute sahen an den Pulen. „Der Junge“, Willishöfer-Sohn, musterte mit blasphemischen Gesicht die Mädchen und paffte dabei den Qualm seiner Importe in die Luft, während „der Alte“, die Brille auf die kahle Stirn geschoben, die schmalen, blutlosen Geizerlippen fest zusammengepreßt, hinter dem Zahlstische auf und ab ging und jeder ansgezahlten Lohnsumme einen bedauernden Blick nachwarf.

„Wieviel ha'm Se?“ fragte er die Erste unter den Abgelohnten und gaffte nach dem Lohnbuch. „Sechse fünfundsechzig. Sucht nur, da kommen Se ja im Monat auf fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Mark. Wißt Ihr, was die Konkurrenz für's Duzend zahlt, hä? Bei mir verdient 'ne Arbeiterin noch 'was, aber Anerkennung . . . is nich!“

„Biere dreißig,“ zählte der Buchhalter einer Arbeiterin hin.

„Der Abzug!“ widersprach das junge Mädchen schlichtern. „Das is zu viel. Ich mußte über Fünfe kriegen. . . Ich hab' auch schon mit dem Werkmeister gestritten, mit meiner Maschine kann keine Arbeiterin zu Raude kommen . . .“

„Der Junge“ am Fenster schlug wüthend auf's Pult und trächte herüber: „Weiter, weiter! Wir ha'm hier keine Zeit. Hier werden keine Neben gehalten . . . einfach! Paßt 's Einer nich . . . Da!“ Er wies auf die Thür.

„Der Alte“ war dicht vor die Arbeiterin hingetreten, und sichtlich tief gekränkt, meinte er: „Was versteh'n Sie junges Ding von meinen Maschinen? Denkt Ihr heute etwa, ich stell' Euch 'ne neue Konstruktion hin, wenn ich das Geld aus den alten Maschinen noch nich 'raus habe? Und jetzt, wo wir Strumpffabrikanten Geld d'rauf legen müssen und auf Lager arbeiten lassen seit Jahr und Tag, hä? Wenn Se nich zurechtkommen mit meinen Maschinen, so brauchen Se Montag nich wiederzukommen. Fertig, Feuerbach!“

Das junge Mädchen strich wortlos und eingeschüchtert den Lohn ein. Willishöfer-Sohn sah ihr, breit auf das Pult gestemmt, nach.

„Neue Maschinen! . . . Als ob das so leicht wäre! Kosten 'n Heibengeld, und wenn se da steh'n, geh'n die Luderer nich und man kriegt den Monteur nich' mehr aus der Bude 'raus.“

„Und wenn Ihr auch neue Maschinen habt,“ eiferte der Alte, „so könnt Ihr doch nich damit umgeh'n. Das is 'ne Sorte Arbeiterinnen heutzutage! Wie ich noch 'n kleiner Strumpfwirker war, kannte man die heut'gen Maschinen überhaupt noch nich! Wir mußten treten und schufsten an den Holzschrauben bis in die Nacht 'nein. Ich hab' Strumpfstrieken bis in die Nacht 'nein. Ich hab' als kleiner Faktor in meinem Strumpfwirkerhäusel

gesehen und hab' die Strümpe auf dem Buckel und auf der Karre zum Grobisten geschafft, bis ich größer und größer geworden bin und selber als Fabrikant anfangen konnte. Jawoll, ich bin 'n selbstgemachter Mann! Wie nennen das die Amerikaner, Rudolf, hä?“

Der Junge kehrte sich ärgerlich ab. Zu dumm! Mußte es denn Jeder wissen, daß sein Vater bloß ein ehemaliger Arbeiter war! Er blätterte in den Lohnbüchern.

„So eine Schlumperei!“ schnauzte er. „Seh' nur 'mal Einer die Strafen an! Wegen Zuspätkommens am Montag: zwanzig Pfennig . . . Am Donnerstag schon wieder . . . wegen Widerreden. Und dann die Lieberlichkeit! Während der Arbeit die Haare gekämmt . . . Während der Arbeitszeit die Zöpfe gedreht . . . Wegen Schwäzens während der Arbeit. Und Die beschwerten sich noch über Abzüge!“

„Das is auch so 'ne Unart, das Haaremachen,“ krittelte Willishöfer. „Bei Benzheimers hat die Transmission 'ner Arbeiterin gleich die Haare mit-sammt der Kopfhaut weggerissen. Das kommt davon! Da schreiben se in den Heßblättern von mangelnder Schutzvorrichtung. Ne, an Euch liegt's! Kömmt Ihr Euch nich zu Hause die Haare machen?“

Durch die Reihen der Arbeiterinnen ging ein unwilliges Gemurmel. An der Thüre sagte Eine halblaut: „Wenn's schon halb Sieben losgeht und man 'ne Stunde Weg hat . . .“

„Wer spricht da von der Arbeitszeit?“ rief der Alte scharf. „Paßt se Einer nich, dann abje! Elf Stunden steht in der Gewerbeordnung . . . Aber Ihr wollt ja garnicht machen!“

„Für den Tanzbumms is Zeit genug,“ knurrte der Sohn. „Dafür is 's nie zu spät.“

„Derr Willishöfer,“ sagte eine ältere Arbeiterin, der der Buchhalter eben den Lohn hinzählte, „Sie entschuldigen, aber der Werkmeister hat mir diese Woche solche Abzüge gemacht . . . Dabei kann ich nich bestehen. Das Garn is doch jetzt der reine Zunder, jeden Augenblick muß man aufhalten . . .“

Willishöfer riß den Mund auf und zog die Schultern hoch. „Wie, mein Material sollt nich taugen? Ja, denken Se denn, daß ich Ihnen erste Qualität zu verarbeiten geben kann bei den Preisen? Ihr Leute, Ihr wißt 'nen Dreck, wie's jetzt uns Fabrikanten ergeht. Der Artikel is ja herunter . . . O je, o je! Ihr solltet nur 'mal dabei sein, wenn die amerikanischen Einkäufer kommen. Se lachen Einem geradeweg in's Gesicht, wenn man überhaupt 'was verlangt. 'n elegantes Façon, 'n schönes Diamantschwarz . . . und billig, billig! Der Strumpf kann beim Anziehen zerreißen . . . schad' nich, nur kosten darf er nich. Was bleibt denn da für Arbeitslohn und für Verdienst für mich übrig, hä?“

Er war lamentierend hinter dem Zahlstisch des Buchhalters hin und her gelaufen. Jetzt blieb er mit einem Ruck stehen, legte den Finger an die Nase und sagte langsam:

„Das könnt Ihr Euch Alle merken, die Ihr hier seid. 'n paar Pfennige Lohn mehr, nißt Euch garnicht. Das Sparen, das is de Hauptsache; die rechte Sparsamkeit, versteht Ihr? . . . Ich bin selbst 'n ehemaliger Arbeiter und ich weiß, daß 's manchmal dem Arbeiter traurig geht. Und doch hab' ich 's zu was gebracht! Ich hab' auch nich alle Tage 'nen Hundertmarkschein auf die Sparasse tragen können. Aber seht mich heute an! Und ich sage:

'nen Fünzigster kann sich jeder Arbeiter die Woche sparen. 's fällt hier 'was ab und da 'was ab, und in 'nem Jahr sind 'n paar Hundert Mark beisammen. Setzt Ihr's 'n paar Jahre durch, so sind's 'n paar Tausend Mark. . . Ihr könnt 'n Geschäft anfangen, und auf einmal habt Ihr 'n gesichertes Auskommen. Da mögen die Heher kommen. . . ich sage: die Sparbarkeit hilft auch heute noch dem Arbeiter vorwärts."

Seine Stimme hatte einen weichen, biedereren Klang bekommen. Er sprach als Freund seiner Leute und Niemand widersprach ihm. . .

Die Lohnzahlung war beendet. Langsam verließen die Arbeiterinnen das Komptoir. Auch der Buchhalter und die jungen Leute entfernten sich; Willishöfer, Vater und Sohn, waren allein.

Der Alte machte sich im Geldschrank zu schaffen, der Sohn aber las im „Confectionär“ und im „Dry goods Economist“ mit lauter, wichtiger Stimme über das New-Yorker Geschäft in Strumpfwaren und die schlechten Aussichten für kommende Abschlüsse. Nur wenn die deutschen Grossisten durch niedrige Preise.

Doch der Alte unterbrach ihn: „Natürlich. . . niedrige Preise! Das wird ja alle Jahre in die Zeitungen gesetzt, damit wir nicht fordern, wenn die amerikan'schen Einkäufer kommen. Aber mir machen sie nicht weis. Die Strumpfbranche feun' ich aus dem FF und die Hauptsache is, daß wir in zwei Monaten viel Lager ha'm und Preise machen können. Wir müssen mehr und billiger produzieren.“

Der Junge nickte. „Aber wie?“

„Aber wie?“ Der Alte trat an das Pult und steckte ein pfliffiges Lächeln auf. „Das will ich Dir sagen. Die Konkurrenz hat die Löhne schon reduziert. Der Loeser spart jetzt wöchentlich fast zweihundert Mark allein am Lohn. Nächste Woche breche ich auch ab, um zehn Prozent. . . 's giebt jetzt Arbeiterinnen genug in der Stadt, se werden sich's schon gefallen lassen müssen. Was wir am Lohn sparen, dafür stellen wir zwei neue Maschinen auf. So schaffen wir mehr und billiger. . .“

Er bemerkte mit Genugthuung, wie sein Sohn seine überlegene Geschäftskennntniß bewunderte. Umständlich schloß er den Geldschrank ab. Da brach der Junge plötzlich in ein fröhliches Gelächter aus.

„Nanu. . .!“
Doch der Junge lachte immerzu. „Nimm's nich übel, Papa. . . aber ich verstehe bloß nich. . . Die Löhne sind schon so herunter, wir kriegen's fast nich billiger. Wenn De nu noch mehr abbrichst, wie stimmt denn Das mit Deiner Spartheorie. . .? Wovon sollen se denn da noch sparen?“

Einen Augenblick war der Alte verblüfft; dann brach er auch in Gelächter aus. Nur klang es bei ihm nicht naiv, wie bei dem Sohne. Aber bald war er wieder ernst.

„Siehste, Nudi, das is doch so: man muß den Leuten 'ne Hoffnung geben. Die, die noch 'ne Hoffnung haben, mit denen läßt sich am besten auskommen. Und wenn's auch bloß 'n paar Pfennige sind, die Hoffnung hält se! . . . Kannst 's glauben, heutzutage muß 'n Geschäftsmann auch mit dem Arbeitern rechnen, wenn er seinen Profit machen will. . . Ich mach' schon noch meinen Profit.“

Und leise lichernd schloß er mit seinem stehendem Geschäftswig: „Man kommt schon noch zu 'was, wenn man den Leuten ein Wenig auf die Strümpfe hilft!“ —



Die Stadt.*

Und nun liegt Alles wieder im Schaffen. . . Wetterwolken stehen am Himmel. . . grau in grau. . .

und hinter Werften, Kohlen Speichern und Eisenbahnschuppen taucht die Stadt auf, im Dunst des Qualms von hundert Schlöten. . . schwarz, ruhig, schmutzig. . .

die Stadt. . . die stolze Zwingsfest des Menschen und der Mensch der Stadt. . . mit seinem müden, versuchten Gesicht. . . müd geworden in der gefährlichen Angst um Heute und Morgen; und versucht von seinem Kampf um ein bisschen Freude und Ruhe und Luft und Licht. . .

und die stille, sonnüberlachte Insel mit ihren weiten freien Höhen, mit ihrem frohen weißen Strande liegt versunken wieder in die Ferne unaussfindbar wie die frühverlorene Jugend dieses Menschen.

Und doch:

er läutert Gold in seinen Essen und holt mit stolzen Schiffen Demant und Perlen über die Meere und schmiedet eine Krone in seinen Werkstätten. . . und diese Krone auf dem Haupte wird er lächelnd das Schwert abgürten einmal und als König umjauchzt von Jubelliedern wiederfinden die verlorene Spur.

Cäsar Haischen.

Freie Kosaken verhöhnen ein Ultimatum des Sultans. Auf einem ihrer gewohnten Streifzüge sind die Kosaken in das Gebiet der Türken eingebrochen. Seit ihrem ersten Auftreten im Süden des europäischen Rusland — es schlen genauere Daten darüber, wann dies geschehen ist — haben sie in beständigem Kampf mit den umwohnenden Völkern gelegen. Dit genug auch ging es gegen die Russen, bis sie mehr und mehr in deren Vornähigkeit gerieten. Ein raubtes Kriegervolk, dem Kriegsführen und Nordbrennen ein Lebensbedürfnis war, aber von unwüchtiger Wildheit und Kraft. . . und dem glaubte der Sultan, dessen Land sie verheerten, mit einem Papierwisch Einhalt gebieten zu können! Es war gegen Abend, das Heer hatte bereits Halt gemacht, die Zelte waren aufgeschlagen, und nun versammelten sich die Anführer, um bei Wein und Gesang ihr Gelage zu halten. Sie sind schon im besten Zuge, da wird ihnen von Boten ein Schriftstück überbracht, höchst feierlich mit dem Siegel des Sultans ausgestattet. Der mit dem Wisch! Lesen können sie's freilich nicht, aber wozu ist der Schreiber da. Und nun hören und staunen sie. Ein richtiges Ultimatum: aus der Diplomatensprache in die ihre überetzt, hieß das, sie sollten sich zum Teufel scheeren, sonst. . . Ein zwerchfellerschütterndes Lachen unterbrach die Vorlesung. Was

mochte sich der wohl denken? Gleich die Antwort! Und nun hat Jeder einen Vorschlag, Einer übertrumpft in boshaften Wigen immer den Anderen, der Schreiber, der selber seine größte Freude daran hat, kommt kaum mit. . . Das ist der Moment, den der Maler, J. Kevin, in seinem Bilde festhielt. Das Spiel macht den rauhen Gesellen einen ungeheuren Spas. Eine prächtige Gallerie von Charakterköpfen hat der russische Maler da zusammengebracht, ein Gruppenbild voll sprühenden Lebens ist ihm gelungen. Etwas weinseelig ist die Gesellschaft schon. Mit den geschorenen Scheiteln, auf denen nur eine „Lode“ stehen geblieben, machen die verwitterten Gesichter, wie sie sich zu einem Grinsen verzerrten, einen überwältigend komischen Eindruck. Alle möglichen Typen sind vertreten, von dem fast gutmütigen Dicken, der am Tisch steht und sich die Seiten hält, bis zu den echten Spigubengeseherten der Kerle, die sich um den Schreiber drängen. Und diese Fülle von einzelnen Gestalten, die alle sich verschieden geberden, ist zu einem einheitlichen Ganzen, zu einem Stimmungsbilde von kräftigen Humor herausgearbeitet. —

Der Volksfänger am Kaiserhof. Unter dem zweiten Kaiserreich lebte zu Paris ein viel bewundertes Volksfänger, Darcier mit Namen. Sein scharfer Wig, die beißende Ironie seiner Gedichte und seine ebenso revolutionäre wie revolutionisierende Unerblichkeit machten ihn fast zu einer politischen Größe. Die Minister des Dezembermannes und Napoleon III. selbst wußten ganz genau den Einfluß des Mannes zu schätzen, der übrigens für Verleumdungsversuche gänzlich unnahbar war. In Paris kann, das ist nun einmal gallischer Geist, unter Umständen ein gelungenes Wig eines populären Coupletängers der Regierung gefährlicher werden, als ein wüthender Angriff auf der Kammertribüne.

Eines Tages äußerte die Prinzessin Mathilde, eine Verwandte Napoleon's, den bizarren Wunsch, den Sänger Darcier einmal bei einer ihrer Abendgesellschaften zu sehen. Entsetzen beim Hofstaat! Und vor allen Dingen die schwierige Frage: Wird Darcier überhaupt kommen? Wird er, der bereite Anwalt der proletarischen Interessen, der wüthende Bekämpfer Vadignet's — er nannte Napoleon nur bei diesem Spitznamen — überhaupt den Fuß über die Schwelle der Tuilerien setzen? Und was soll daraus werden, wenn er in dem Salon der Prinzessin seine „Pöbelverse“ vorträgt, seine Revolutionslieder mit lauter Stimme singt?

Schaudervoll, höchst schaudervoll für einen Hofmarschall. Jedoch — ein Wunsch „allerhöchster“ Herrschaften pflegt bekanntlich Befehl für die Schranzen zu sein. Also hieß es, tapfer in den sauren Apfel beißen. Der Herr Hofmarschall machte sich auf den Weg zu Darcier und trug dem Gefürchteten in wohlgelegter Rede sein Anliegen vor.

Darcier nahm die Einladung, ganz gegen Erwarten, ohne Bögern an und stellte eine satirische Honoratforderung, die natürlich ohne Widerrede bewilligt wurde.

„Und was, hochverehrter Meister,“ sagte dann der Knecht von Hofmarschall, „was werden Sie vortragen?“ „Ach, wissen Sie,“ erwiderte ihm Darcier, „im Allgemeinen pflege ich zu singen, was mir gerade so paßt.“ „O, wir haben natürlich nicht die Absicht, Sie auch nur in Geringsten in der Wahl Ihres Programms zu beeinflussen,“ log die Hofschranze — und verschwand. Gesellschaftsabend bei Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Mathilde. Alles in höchster Gala. Darcier tritt ein, mustert sein ungewohntes Publikum mit einem

scharfen Blick, wird von der Frau Prinzessin selbst den „Herrschaften“ vorgestellt und setzt sich dann mit größter Gemüthlichkeit an's Klavier. Er sang ein Liebesstück, herrliche Verse voll tiefen Gefühls, zu denen er eine köstliche Musik geschrieben hatte; er sang das Lied, wie er immer sang, mit unvergleichlichem Ausdruck und prachtvoller Deklamation. Es war ein Triumph. Mit der ersten Strophe hatte er sein Publikum gefesselt, mit der zweiten hatte er es, wie er sich draußlich auszudrücken pflegte, „in der Tasche“. Stürmischer Beifall lohnte ihn, und die Prinzessin, die nun vollkommen überzeugt war, daß sie doch eigentlich einen ganz famosen Gedanken gehabt habe, diesen Mann einzuladen, war selig.

Dann begann Darcier von Neuem. Diesmal ein politisches Couplet. Geistvolle, brohende Worte an die übermüthigen Herrschenden; mit seiner klaren, eindringlichen, vibrierenden Stimme hob der Sänger jede Nuance, jedes messerscharfe Anlagewort hervor: wenn er nicht Anderes erreichen konnte, so wollte er wenigstens dem schmaragenden Pöbel um sich her einmal die Köpfe in's Gesicht treiben. Hundertmal hatte er dies Lied vom hungernden Volke gesungen, aber nie hatte er so seine ganze Seele hineingegossen:

Nie hemmet Ihr den Schrei des Volks,
Den Ruf aus tiefer, grauer Noth:
Das Volk, das Ihr getnechtet habt,
Es schreit nach — Brot!“

Man kann sich den Eindruck dieser Verse auf die Gesellschaft ausmalen: da standen sie um ihn herum, die „Helden“ des Staatsstreichs, da saßen sie in den Sesseln, die faulen und feilen Weiber, und hörten, was sie noch nie gehört, eine Stimme aus dem grollenden Volk. Keine Hand rührte sich zum Beifall. Nur die Prinzessin schwang sich zu einem verlegenen „Ach, ist das schön!“ auf.

Dem guten Darcier war das eilige Schweigen mit ein Beweis dafür, wie sicher seine Hiebe gefessen hatten. Wie wenn dieser Widerstand ihn noch mehr begeistert hätte, fuhr er fort — er improvisirte. Aber während er noch sang, leerte sich der Salon: die Schranzen zogen es vor, sich zu den Weinstaschen in den benachbarten Zimmern zu flüchten — Se. Majestät hätte ja erfahren können, daß sie revolutionären Liedern gelauscht!

Darcier hatte sehr wohl bemerkt, was sich um ihn abspielte; und als er plötzlich inne hielt und auch noch die Prinzessin Mathilde, die bis dahin ausgeharrt hatte, verschwinden sah, da stimmte er mit absichtlich quäsende Stimme das alte Revolutionslied an: „Partout pour la Syrie. . .“

Darauf erhob er sich, machte seine tiefste Verbeugung und rief in das anstoßende Zimmer hinein: „Herrn Damen und Herren, es war mir eine große Ehre, hoffentlich habe ich bald wieder einmal das Vergnügen. . .“

Mit unzähligen Büchlingen geleitete der bescheidene Hofmarschall ihn zur Thür und zu seinem Wagen. Wenn er aber einmal auf dieses Erlebnis zu sprechen kam, dann sagte später der brave Darcier: „Das war doch mein größter Erfolg!“ —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 18, Deuthstraße 2, zu richten.